



Wo alles
möglich scheint

Von der HMS ins Berufsleben



In dieser Ausgabe



Interview

**Matthias
who?**



Feature

**Von der HMS
ins Berufsleben**



Aus dem Unterricht

**«Und plötzlich war
alles anders»**

Interview Matthias who?	4 – 5
Feature Von der HMS ins Berufsleben	6 – 9
Aus dem Unterricht «Und plötzlich war alles anders»	10 – 11
Bildnerisches Gestalten Linie im Raum	12 – 13
Tactical Timeout Resilienz – mehr als nur ein Modewort?	14 – 15
Neben dem Unterricht Freunde des geschriebenen Wortes: Lesezirkel Hottingen	16 – 17
IMS-Hackathon @ KSH	18 – 19
Jugend engagiert sich	20
Glosse Schrödingers Grenache	19
Öko-logisch! Wölfe braucht der Wald	21
Wir stellen uns vor Der Hausdienst: Unauffällig präsent	22
Wort des Rektors	23
Agenda	24

Redaktion
Anne-Sophie Schweizer
Jennifer Wagner



Wo alles möglich scheint

Liebe Leser:innen

von Anne-Sophie Schweizer und Jennifer Wagner

Erwin Schrödinger beschrieb 1935 eine Katze in einer geschlossenen Kiste, deren Leben von einem quantenmechanischen Zufallsprozess abhängt. Nach seiner Theorie wäre sie, bis jemand nachschaut, zugleich lebendig und tot. Denn in der Quantenphysik kann ein Teilchen mehrere Zustände gleichzeitig haben – erst beim Beobachten entscheidet sich, welcher davon gilt. Manchmal fühlt sich auch der Schulalltag wie eine solche geschlossene Kiste an: Ein Stapel noch unkorrigierter Prüfungen ist zugleich harmlos und bedrohlich, bis man ihn «öffnet». Dies gilt für uns Lehrpersonen. Aber nicht nur. Auch die Schülerinnen und Schüler stehen bis zur Notenverkündung vor derselben verschlossenen Kiste. Nach Schrödingers Theorie haben zwischen Ablegen der Prüfung und Notenverkündung alle eine 6 – aber eben auch eine 1. Dieser Schwebezustand kann bei Schülerinnen und Schülern Stress auslösen. Wie man damit umgeht, erklären uns die Autorinnen des aktuellen Tactical Timeouts (→ S. 14). Wobei uns auch aufgezeigt wird, dass Stress nicht nur negativ ist. Das wissen inzwischen auch die ehemaligen HMS-Abgängerinnen und -Abgänger, die in unserem Feature «Von der HMS ins Berufsleben» zu Wort kommen (→ S. 6).

Ebenso mit Stress umzugehen lernen musste der Schauspieler Matthias Hungerbühler, als er innerhalb einer Nacht eine ganze Szene aus Hamlet einstudieren sollte, um diese schon am nächsten Morgen vor Loriot vorzutragen. Eine Situation, in der ebenfalls alles möglich scheint, sei es ein Blackout oder eine Meisterleistung. Wie es ausgegangen ist, ist in unserem Interview (→ S. 4) nachzulesen.

Definitiv eine gelungene Kiste war der Hackathon der dritten Klassen der Informatikmittelschule. Organisiert durch einen ehemaligen IMS-Schüler der KSH und seine Praktikumsfirma fanden sich über 40 Schülerinnen und Schüler – freiwillig – an einem Samstag an der KSH ein, um an diesem Event teilzunehmen (→ S. 18).

Nicht in der Schule selbst, aber gleich um die Ecke im damaligen Wirtshaus am Hottingerplatz, wurde 1882 der Lesezirkel Hottingen gegründet. Statt der heute bekannten Liefersdienste für Mahlzeiten, die gelegentlich auch den Weg an die KSH finden, entstand damals ein Liefersdienst für Bücher (→ S. 16). Noch etwas weiter weg, und zwar einmal über den Atlantik, hat sich unser Autor im Yosemite Nationalpark Gedanken zum Einfluss der auch in den Medien immer wieder kontrovers diskutierten Präsenz von Wölfen gemacht (→ S. 21).

Von den Wölfen zurück zu den Katzen wird in «Schrödingers Grenache» das eingangs erwähnte Gedankenexperiment auf ein Blind Tasting übertragen: Auch hier entscheidet jede Person selbst, was grossartig oder ganz gewöhnlich schmeckt – bis zum entscheidenden Blick auf das Etikett (→ S. 19) ... Was uns das lehrt: Vielleicht begegnet uns Schrödingers Kiste häufiger, als wir denken. Nicht nur im Physikunterricht oder beim Blind Tasting. Und genau daraus eröffnen sich ganz neue Möglichkeiten. ●

Matthias who?

Wegen ihm hat es Lorient die Sprache verschlagen, mit «Der Kreis» hat er Schweizer Kinogeschichte geschrieben, er wurde mit ebendiesem Film an der Berlinale ausgezeichnet und hat einst an der Kantonsschule Hottingen maturiert. Matthias Hungerbühler bewegt sich heute zwischen Set und Schreibtisch – und nimmt es mit Humor: Nicht, dass es am Ende heisst «Matthias Who?».

von Anne-Sophie Schweizer und Jennifer Wagner

Wir treffen uns an einem Herbstnachmittag, fast ein halbes Jahr bevor dieses Interview erscheint. Zwischen Drehtagen und deinem Consulting-Job war es nicht einfach, einen Termin zu finden. Lebst du oft in beiden Welten: Film und Wirtschaft?

Manchmal denke ich selbstironisch: Hoffentlich heisst es nicht irgendwann «Matthias Who?» – denn ich lebe tatsächlich in zwei Welten. Nach meiner Schauspielausbildung in Berlin habe ich eine Bankenlehre gemacht, heute bin ich im Management einer Consulting-Firma und gleichzeitig stehe ich aktuell für einen Filmdreh in Berlin vor der Kamera. Für mich ist das kein Widerspruch, sondern eine Bereicherung: Die Analyse und Struktur aus der Wirtschaft auf der einen Seite, die Kreativität und Emotion aus dem Film auf der anderen. Diese Vielfalt gibt mir Freiheit und macht beide Welten spannend.

In «Der Kreis» hattest du deine erste Kinohauptrolle. Wie bist du dazu gekommen?

Durch Castings. Dann hatte ich die Rolle eigentlich schon. Nur brach später die Finanzierung weg und das Drehbuch wurde umgeschrieben. Ein Jahr später rief der Produzent an: «Du kannst gerne noch einmal vorsprechen.» Ich dachte nur: Wie bitte? Ich musste wieder bei Null anfangen und mich behaupten. Aber ich wusste, das ist meine Rolle. Ich spielte sie. Und so war es dann auch.

In «Der Kreis» verkörperst du einen jungen Lehrer, der Teil einer realen Bewegung für die Rechte homosexueller Männer war. Wie gelang es dir, in diese Zeit und Figur einzutauchen?

Dafür musste ich die Zeit aufarbeiten: Wie hat es sich 1960 angefühlt, homosexuell zu sein? Ich ging ins Sozialarchiv Zürich, um alle Ausgaben von «Der Kreis» zu lesen [Anm. der Redaktion: Der Kreis war ein Zürcher Magazin, das aus der Schwulenbewegung des frühen 20. Jahrhunderts entstand und Treffpunkt der europäischen Homosexuellenbewegung.]. Dazu kamen Zeitungsartikel über die Repression jener Jahre, und erst wenn man all das hat, beginnt die eigentliche Vorbereitung. Eine besondere Herausforderung war, dass im Film die Originalpersonen, auf denen die Geschichte basiert, in einem Doku-Teil zu sehen sind. Entsprechend fühlte ich mich zunächst nicht bereit, die Rolle zu spielen, weshalb ich mir privat einen Coach suchte: Ich flog zu ihm nach London, klopfte an eine ziemlich heruntergekommene Tür in Soho und verbrachte den ganzen Tag in seinem Studio. Er unterrichtete eigentlich Schauspielstudentinnen und Schauspielstudenten – und in den Pausen mich. Wir gingen das Drehbuch durch, er strich Sätze an und meinte: «This is very important.» und «Here: Climax, you need to take care of this!» Ich fragte ihn auch, wie ich mich körperlich bewegen sollte. Er meinte, das sei doch individuell. Aber ich wollte es genau wissen, also schickte er mich weiter zu einer Movement-Lehrerin. Ihr zeigte ich ein Originalvideo der Hauptfigur aus einer SRF-Doku. «Okay, I get it», sagte sie, und begann die Arbeit mit mir. Sie zeigte mir einfache Tricks, die mich im Schauspiel eine ganze Klaviatur weiterbrachten. Das gibt dir vor der Kamera Haltung. Und die Kamera ist erbarmungslos, weil sie jede Unsicherheit erkennt und fängt.

Die Kamera ist erbarmungslos, weil sie jede Unsicherheit erkennt und fängt.

Neben deinen Filmprojekten bist du auch regelmässig auf Theaterbühnen zu sehen – war das Theater für dich der erste Zugang zur Schauspielerei?

Meine jüngste Theatererfahrung durfte ich neulich zusammen mit Beat Schlatter und unter der Regie von Pascal Ulli am Hechtplatztheater hier in Zürich machen in dem Stück «Alles uf Aafang». Es ist also viel Zeit verstrichen und viel passiert seit meinem ersten Wunsch, als jugendlicher Theater zu spielen. Damals kam ich relativ früh in die Jugendförderung des Theater Neumarkt, die «U21». Zur selben Zeit hatte ich an der KSH einen Englischlehrer, den ich grossartig fand, streng, aber witzig, und mit einem British English, das ich sofort übernommen habe. Deshalb wollte ich unbedingt nach England an eine Schauspielerschule, dort sind die besten Leute, dachte ich. Über meine damalige Freundin lernte ich einen Mann kennen, der in England Theater inszenierte. Eigentlich wollte ich ihn nur um Schauspielunterricht bitten, aber er hatte einen anderen Plan: Er stellte alles in Frage, ob ich das wirklich wollte, ob meine Motivation stark genug sei. Er meinte: «Wenn du zu den besten fünf Prozent gehören willst, quite impossible, but feel free to try.» Das hat mich völlig aufgewühlt, aber auch angestachelt. Ich dachte nur: Genau zu diesen fünf Prozent gehöre ich! Ich flog nach London, holte mir die Bewerbungsunterlagen aller grossen Schauspielerschulen, merkte dann aber gemeinsam mit meinen Eltern am Küchentisch schnell, dass das finanziell nicht machbar war. Also sprach ich an staatlichen Schulen in Deutschland vor und wurde an der Universität der Künste in Berlin aufgenommen.

FOTO: SERGEI SARAKHIANOV



Es ist weltfremd, wenn ein Theater ein vierstündiges Stück an einem Dienstagabend ansetzt.

Gast, mit dem ich, ein bisschen wie Aeschbacher, über Ideen sprach, wie man die Welt verbessern könnte: Kompost, Psychologie, alles Mögliche.

Ich wollte einfach auch Theater machen, das Leute nach einem strengen Arbeitstag ertragen. Es ist weltfremd, wenn ein Theater ein vierstündiges Stück an einem Dienstagabend ansetzt. Nach acht Stunden Bildschirmzeit hat man einfach keine Lust mehr darauf. Durch Corona sind «The Hungerbühler Games» aber leider wieder eingeschlafen ...

Dein Weg wirkt so, als hätte er früh begonnen – mit Neugier, mit diesem Sinn fürs Hinterfragen. Erinnerst du dich noch, wie das damals an der KSH war?

Rückblickend extrem wertvoll. Ich dachte immer, ich mache ein sehr spezialisiertes Gymnasium. Aber wenn ich heute zurückblicke, war das eine der besten Allgemeinbildungen, die ich hätte bekommen können. Nur schon, dass man mal vom ZGB oder vom OR gehört hat, oder dass man weiss, was ein Mietvertrag können muss. Dieses Verständnis, dass es in einem Staat ein gesetzliches Framework gibt und man sich wehren kann, ist wertvoll. Erst kürzlich habe ich davon profitiert: In Deutschland hatte ich eine Lohnabrechnung mit haarsträubend intransparenten Abzügen – und konnte sie erfolgreich klären.

Wenn du zum Schluss einen Gedanken an unsere Schülerinnen und Schüler von heute richten könntest: Welcher wäre das?

Mein Wunsch an die Schülerinnen und Schüler ist, dass sie in der Kommunikation wieder den direkten Austausch schätzen. Das klingt vielleicht altmodisch, ist aber wichtiger denn je. Weniger Zeit vor dem Bildschirm, mehr Vertrauen in die eigene Intuition. Wer seinem Bauchgefühl folgt, findet oft den besseren Weg.

Wie muss man sich so eine Schauspielerausbildung überhaupt vorstellen?

Intensiv, zeitaufwändig und sehr körperlich. Wir hatten Fächer wie Akrobatik, Fechten und höfische Tänze – letzteres war schrecklich. Und ich musste mühsam eine Fremdsprache lernen: Die deutsche Sprache ist eine Fremdsprache als Schweizer. Ich musste beispielsweise den Unterschied zwischen stimmlosem und stimmhaftem S lernen – wir in der Schweiz kennen ja nur das scharfe. Mein Lehrer meinte jeweils: «Ich verstehe Sie nicht.» Ich hätte also genauso gut nach London gehen können. (Lacht.) Anfangs denkt man dennoch: Ich bin einer von zehn unter 800 Bewerberinnen und Bewerbern – wann ruft Hollywood an? Und nach vier Jahren Ausbildung merkt man: Nobody cares.

Gab es während der Ausbildung einen Moment, der dir besonders in Erinnerung geblieben ist?

Ich hatte das Glück, im Rahmen meiner Ausbildung einmal Lorient kennenzulernen. Das war ein wunderschönes Erlebnis. Es ging um eine Szene aus Hamlet, und mein Szenenprof rief mich am Abend vorher an: «Bereiten Sie das bitte vor, damit wir morgen etwas zum Arbeiten haben.» Zwei Reclam-Seiten waren das, also ziemlich sportlich über Nacht, ich schlief kaum. Am nächsten Tag war der Saal voll, Lorient spielte zuerst eigene Sketche, dann sollte aber ein anderer Student Hamlet vorführen. Die Zeit war knapp, Lorient wollte anschliessend gleich weitermachen, aber ich meldete mich und sagte: «Bei aller Ehre, aber ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, um diese Szene mit Ihnen zu spielen. Ich komme jetzt auf die Bühne.» Sich zu exponieren gehört in diesem Beruf einfach dazu, sonst bist du am falschen Ort.

Die deutsche Sprache ist eine Fremdsprache als Schweizer.

Er liess mich gewähren. Ich sprach meinen Text, und er sah mich mit diesen alten, wachen Augen an. Dann sagte er nur: «Ja, prima, das war ganz schön ... (Pause.) ... Gut, als Nächstes haben wir auf dem Plan ...» Ich stand da wie mit heruntergelassener Hose und dachte: Was war das jetzt bitte? Da zweifelte ich an mir. Zwei Tage später, im szenischen Unterricht, hatte ich – sonst nie! – mein Handy laut gestellt, und es klingelte. «Lorient ruft mich an. Ich muss da ran.» Ich rannte raus und er sagte: «Herr Hungerbühler, es hat mich zwei Tage gekostet, über Ihren Hamlet nachzudenken: Es hat mich sehr bewegt.»

Dann sprach er über den Krieg, über Einsamkeit und wie gute Literatur einen retten kann. Ich hatte Gänsehaut. Dieser Anruf war wie ein Ritterschlag, und er bewegt mich bis heute.

Nach deinen Erfahrungen auf der Bühne und in verschiedenen Ensembles hast du später dein eigenes Format entwickelt: «The Hungerbühler Games». Wie ist diese Idee entstanden?

Aus dem Wunsch heraus, Theater zu machen, das ich sinnvoll finde. Ich war in Salzburg am Ensemble, ein tolles Ensemble. Aber ich hatte das Gefühl, dass das, was auf der Kunstseite gefordert wurde, nicht dazu passte, wie die Ressourcen eingesetzt wurden – wie man in der Wirtschaftssprache sagen würde. Ich fand das nicht zielführend. Nach einem Jahr kehrte ich deshalb wieder nach Zürich zurück. Die grossen Theater waren besetzt, und auch in der freien Szene hätte man Kontakte gebraucht. So sind die «Hungerbühler Games» entstanden. Die Idee war, eine Kunstfigur zu schaffen, Prinz Hungerbühler, der von einem fremden Planeten kommt und als Reifeprüfung beweisen muss, dass er die Welt retten kann. Während der 90-minütigen Vorstellung hatte ich jeweils einen geladenen

Von der HMS



ins Berufsleben

von Anne-Sophie Schweizer und Jennifer Wagner

Vier ehemalige Schülerinnen und Schüler der Handelsmittelschule erzählen, wie ihre Zeit an der Kantonsschule Hottingen sie auf ihrem beruflichen Werdegang unterstützt hat und wie sie noch heute davon profitieren. →

FOTOS: SHAMIL / ISTOCKPHOTO, LOOPSY / ISTOCKPHOTO

«Ich dachte damals wirklich, meine Welt bricht zusammen», sagt Maximilian Zihlmann über den Moment, als er erfuhr, dass er das zweite HMS-Jahr repetieren musste. Heute erzählt er das mit jener Gelassenheit, die nur Menschen haben, die wissen: ein «Schritt zurück ist der Weg, um viele weitere nach vorne zu machen». Inzwischen arbeitet er bei einer der Big Four der Unternehmensberatung als Senior Consultant; er leitet Audits, koordiniert sein Team und prüft die Dokumente der Consultants. Fast wie früher an der Schule, nur mit vertauschten Rollen: «Es fühlt sich manchmal an wie Prüfungen korrigieren – einfach ohne Noten.»

Jil Morels Erfahrungen in der Handelsmittelschule waren weniger einschneidend, dafür überraschend nachhaltig: Der Unterricht in Finanz- und Rechnungswesen hat ihr «den Weg in die Welt der Zahlen» endgültig eröffnet – und gleichzeitig gezeigt, wie man mit Menschen arbeitet. Eine Kombination, die später den Ausschlag gab, sich beruflich für das Treuhandwesen zu entscheiden und sie via Ärzte-Treuhand ebenfalls zu einer der Big Four geführt hat.

Maximilian Zihlmann fühlt sich manchmal wie ein Lehrer, Michèle Greutmann ist tatsächlich Lehrerin. Sie lernte schon im HMS-Praktikum, wie wertvoll es ist, ohne Hemmung ein Telefon in die Hand zu nehmen. Heute als Lehrperson ist das Telefon tagtäglich im Einsatz; sei es beim Elternkontakt oder für spontane Absprachen im Team. Auf ihrem Weg zu ihrer Berufung als Lehrerin hat sie schon mehr als einmal Fähigkeiten genutzt, die sie an der HMS erlernt hat.

Und Jakob Richi, heute Data Scientist bei der Schweizer Börse SIX, erinnert sich besonders an ein Weihnachtsfest, das seine Klasse für ein Wohnheim einer gemeinnützigen Stiftung organisierte: Rahmenprogramm, Essen, Samichlaus – und das alles mit 17. «Das hat uns einiges abgefordert.» Es muss schon damals Eindruck gemacht haben: Das Weihnachtsfest wird auch heute noch, mehr als 10 Jahre später, von den aktuellen HMS-Klassen am selben Ort durchgeführt.

Die Geschichten der Vieren führen alle zurück zu denselben Wurzeln: der Handelsmittelschule an der Kantonsschule Hottingen.



Jakob Richi, 32



Jil Morel, 25



Maximilian Zihlmann, 25



Michèle Greutmann, 24

Die vielseitigen Projekte ausserhalb des Schulzimmers hätten ihn am meisten geprägt, sagt Jakob. Das damalige Weihnachtsfest lehrte ihn Organisationsvermögen, andere Perspektiven einzunehmen und das Jonglieren verschiedener Bedürfnisse: Lehrpersonen, Pflegenden und die Heimbewohner:innen setzten alle unterschiedliche Schwerpunkte für das Fest. Von Aufräumen über die Begrenzung der Süssigkeiten hin zum gemeinsamen Singen, alles war dabei.

Die HMS hat mir gezeigt, wie man sich selbst organisiert.

Diese Erfahrungen begleiten ihn noch immer, nur dass heute niemand mehr an der Tür steht und fragt, ob auch wirklich genügend Chlaussäckli befüllt wurden. Stattdessen stehen heute eben Stakeholder, Datenmodelle und Automatisierungen statt Guetzli, Papierschnieflocken und Samichlaus im Vordergrund und er trägt die abschliessende Verantwortung selbst. «Wir sind Bindeglied zwischen Business und IT.» Konkret: Er verarbeitet und analysiert Daten, automatisiert Prozesse, integriert Machine Learning oder KI-Modelle in Unternehmensprozesse. Alles mit dem Ziel, geschäftliche Probleme datenbasiert zu lösen, die Kosten zu senken, Abläufe zu verbessern und strategische Entscheide zu unterstützen.

Die Relevanz von Zielen und Führung erkennt man erst durch die eigenen Erfahrungen im Beruf.

Jil erinnert sich an ein System gegen Unpünktlichkeit, das im Rückblick eine Art Mini-Coaching fürs Berufsleben war: zwei Franken Busse pro Minute zu spät kommen. Der Betrag ging in die Klassenkasse – ein effizienter Anreiz. Bei Jil ist der Tag geprägt von Abwechslung: Abschlüsse, Mandate, Steuerfragen; alles mit einem hohen Qualitätsanspruch mit den Kunden abgestimmt zeitgerecht umgesetzt. «Kein Tag ist wie der andere», sagt sie. Und wenn es hektisch wird – besonders in der «busy season» – bleibt sie ruhig. Die dabei hilfreiche Teamarbeit sei wie ein Orchester: «Am Ende entsteht etwas, das mehr ist als die Summe der Einzelteile.» Kein Wunder, blieb ihr neben dem Unterricht auch die Zeit im Schulorchester besonders in Erinnerung. Diese stellte eine ideale Trainingsmöglichkeit für Zusammenarbeit dar. Und: «Die Zusammenarbeit mit meinen Mitschülerinnen und Mitschülern hat mir schon damals Freude bereitet; ein erster Hinweis darauf, dass ich im People's Business der Beratung gut aufgehoben sein würde.» Rückblickend sagt sie, die HMS habe sie bestens auf das Berufsleben vorbereitet. Sie würde alles genauso wieder machen. «Die Relevanz von Zielen und Führung erkennt man jedoch erst durch die eigenen Erfahrungen im Beruf. So füllt sich jeder seinen Rucksack über die Zeit.»

Repetition, neue Klasse, anderes Umfeld – und am Ende neue Freundinnen und Freunde, die bis heute geblieben sind, bessere Noten und eine spannende Praktikumsstelle. Das war Maximilians Weg. «Im Nachhinein würde ich es nicht mehr anders haben wollen.» Im Studium halfen ihm später die erlernten Grundlagen aus dem Wirtschaft und Recht-Unterricht: «Das vereinfachte das Verstehen und Lernen enorm.» Inzwischen setzt er seine Kenntnisse gerade dafür ein, um die von der FINMA vorgegebenen Regularien bei Kunden zu prüfen und übernimmt mit 25 Jahren bereits viel Verantwortung. Maximilian kann etwaige Rückschlüsse inzwischen sportlich nehmen. Auch ausserhalb des Büros: Als Nachwuchsschiedsrichter weiss er, dass man nicht jeden Sommer aufsteigt. Er gehört der Nachwuchsschiedsrichter um den Schritt in die 1. Liga kämpfen. Manchmal wartet die Liga eben noch ein Jahr. Oder das Studium dauert doch ein Semester länger. «Am Ende geht es darum, dass die Entwicklung nach oben zeigt. Egal in welchem Winkel.»

Ich habe gelernt, mit Rückschlägen umzugehen.

Michèle wiederum wusste früh, dass sie nicht in der Wirtschaft bleiben würde. Aber die HMS habe ihr ein Toolkit zur Verfügung gestellt, das sie heute noch nutzt. Dazu gehören die Fähigkeit, Unterrichtsinhalte effizient über PowerPoint zu vermitteln, ansprechende Bewerbungen zu erstellen sowie die (bereits angesprochene) Unerschrockenheit beim Telefonieren. Während sie Letzteres im Praktikum zusammen mit ihrer Auftrittskompetenz weiterentwickelte, halfen ihr das SIZ-Diplom und die damit verbundenen Arbeiten mit PowerPoint besonders beim Vorbereiten ihres Unterrichts. «Die Schrift auf einer PowerPoint-Folie darf nicht zu klein sein, es braucht einen guten Kontrast, eine übersichtliche Darstellung, wenig Text. Diese Merkmale erscheinen mir inzwischen selbstverständlich.» Und das regelmässige Verfassen von Geschäftsbriefen im IKA-Unterricht erleichtert ihr heute das Schreiben von Elternbriefen. Im Unterricht übten sie zudem, wie man einen Lebenslauf erstellt und ein Motivations schreiben verfasst. Die Abgaben mussten sie immer wieder überarbeiten, immer wieder daran feilen. «Damals fand ich es mühsam», sagt sie. Die Mühe lohnte sich: Bei ihren eigenen Bewerbungen war sie sicher im Vorgehen, und später unterstützte sie Freundinnen, die vor ihrem ersten Dossier unsicher waren. Während andere zum ersten Mal über Aufbau, Tonalität und Inhalt stolperten, konnte sie auf das zurückgreifen, was sie an der HMS so oft geübt hatte, bis es selbstverständlich wurde.

Ich wurde auf das echte Berufsleben vorbereitet, egal in welcher Branche.

Alle vier ziehen noch heute einen Nutzen aus ihrer Zeit an der Handelsmittelschule der Kantonsschule Hottingen. Wenn Jakob ein komplexes Projekt sortiert. Wenn Jil eine anspruchsvolle Kundensituation moderiert. Wenn Maximilian seinen Consultants erklärt, wie sie etwas aufbauen sollen. Wenn Michèle ein Elterngespräch führt. «Die HMS hat mir gezeigt, wie man sich selbst organisiert», sagt Jakob. «Sie hat mir Professionalität beigebracht», sagt Jil. «Ich habe gelernt, mit Rückschlägen umzugehen», sagt Maximilian. «Ich wurde auf das echte Berufsleben vorbereitet, egal in welcher Branche», sagt Michèle. ●



FOTOS: SIX, SPV, BARTELS PHOTOGRAPHY, PINKMELET/ISTOCKPHOTO, SHAMIL/ISTOCKPHOTO

«Und plötzlich war alles anders»

aus dem Deutschunterricht bei Sandra Nussbaumer

Immer mal wieder begegnen einem bei der Aufsatzkorrektur diese Texte, die einen nicht nur im Moment des Lesens beeindrucken, sondern die auch Tage später noch nachhallen. Nicht nur wegen der Geschichte, die erzählt wird, sondern wegen der atmosphärisch dichten Beschreibungen, der erzähltechnischen Finessen, der treffenden Wortwahl, der Eloquenz, des scheinbar mühelosen Umgangs mit Sprache. Der nachfolgende Aufsatz von Coralie Herbert aus der Probezeit einer ersten HMS-Klasse ist ein solcher Text.

von Coralie Brecht

Ich sah ihn ganz klar vor mir, den letzten Sprung. Er war recht hoch und breit, ich hatte ein etwas mulmiges Gefühl dabei. Schweiss rann meine Stirn herunter, meine Hände zitterten leicht, als ich Franz, mein Pferd, ein wenig zurücknahm.

Die Distanz passte nicht. Wir hoben ab, viel zu früh und unerwartet. Ich wurde aus der Bewegung gerissen, Franz verlor das Gleichgewicht. Wie in Zeitlupe beobachtete ich, wie wir direkt in den Sprung glitten. Franz fiel auf die Seite. Meine Ohren pfften. Es knackte. Ein ohrenbetäubender Schmerz durchfuhr mich. Ich hörte nur noch Franz' Schmerzenslaute, dann trübte meine Sicht und alles wurde schwarz.

Es piepte, mein Kopf dröhnte und meine Glieder fühlten sich unglaublich schwer an. Es roch nach Desinfektionsmittel. Ich brauchte einen Moment, um mich zu orientieren. Was war geschehen? Dann brannten die Erinnerungen nur so durch meinen Kopf, erschütterten mich mit einer Intensität, die ich nicht erwartet hatte. Mein Herz blieb für einen Moment stehen, dann begann es zu rasen. Die Schmerzen, die ich nun mental und physisch spürte, drohten mich zu erdrücken. Dann war da eine Hand. Eine vorsichtige Berührung auf meinem Unterarm. Ich schlug sofort die Lider auf. Meine Mutter sass da, mit ihren sanften Augen musterte sie mich besorgt. Ich versuchte etwas zu sagen, doch wurde von der salzigen Flüssigkeit auf meiner Lippe überrascht. Weinte ich? Verzweifelt versuchte ich meine linke Hand, die, die meine Mutter nicht hielt, an mein Gesicht zu heben. Doch es ging nicht, ich spürte nichts.

Gar nichts. Ich schaute meine Mutter entsetzt an. Diese blickte mich mitfühlend an. Sie wollte gerade etwas sagen, als eine Ärztin dazu stiess. «Oh, Sie sind wach», begrüßte sie mich, als sie auf mein Bett zukam. Erst jetzt betrachtete ich den Raum zum ersten Mal richtig. Alles war weiss, hell und sauber, hier und da standen piepende Geräte. Dort, wo die Ärztin hergekommen war, hing ein langer Vorhang, der mich von anderen Patienten abgrenzte.

«Nun denn», meinte die Ärztin, als sie sich neben meiner Mutter auf den Stuhl setzte. «Frau Hohlbauch», sagte sie an meine Mutter gewandt, «wollen Sie, dass ich Bertina über alles aufkläre?» Meine Mutter nickte langsam, sie wirkte blass. Angst überkam mich. Was war mit Franz? Was war mit meiner Hand? Warum tat alles so weh?

«Also», die Ärztin räusperte sich, «Bertina, Sie sind gestern Nachmittag bei dem Heidenturnier schwer von Ihrem Pferd gestürzt.» Sie machte eine Pause, wahrscheinlich, damit ich alles verarbeiten konnte. «Das Pferd hat leider nicht überlebt, es hat sich das Bein schwer gebrochen und musste eingeschläfert werden. Es tut mir sehr leid.» Mein Herz blieb stehen, mir wurde schwindelig. Franz ... lebte nicht mehr? Ich schluckte, weil ich plötzlich ein Brennen im Hals spürte. Die Ärztin schaute mich besorgt an. Meine Mutter drückte meine Hand und murmelte mir beruhigende Worte zu. «Sollen wir fürs Erste abrechnen?», fragte die Frau im weissen Kittel vorsichtig. Unter Tränen schüttelte ich den Kopf. Ich wollte alles auf einmal wissen, denn wenn sie so fragte, gab es bestimmt noch eine zweite Sache, die geschehen war. «Bist du sicher, Maus?», fragte

mich meine Mutter beunruhigt. Ich drückte die Faust, die ich fühlen konnte, nochmals zusammen und nickte. «Nun gut», erwiderte die Frau. «Bei dem Sturz wurde nicht nur Ihr Pferd verletzt», fuhr sie fort, «sondern auch Sie. Leider ist Ihre linke Körperhälfte beim Sturz unter das Pferd geraten und bis auf Weiteres gelähmt.» Sie schaute mich entschuldigend und mitfühlend an, genau wie meine Mutter. Ich ertrug ihre Blicke nicht, es war zu viel. Die Ärztin öffnete nochmals den Mund und hingte an: «Ihr linkes Bein war leider so stark beschädigt, dass wir es nicht mehr retten konnten. Es wurde vom Knie weg amputiert.» Sie schaute mich schuld bewusst an, wissend, dass diese Information zu viel für einen waren. Jedoch war es ihr Job und ich hatte so oder so all dies wissen wollen. Ich war wieder überraschend ruhig. Wahrscheinlich ein Schockzustand, denn ich fühlte das Adrenalin, das durch meine Venen schoss. Franz war tot ... ich war halb gelähmt und mir fehlte ein Bein. Ich bat die Ärztin und meine Mutter, mein Zimmer zu verlassen.

Als meine Mutter und die Ärztin sich tausendfach versichert hatten, dass ich alles hätte und es mir den Umständen entsprechend gut gehe, verliessen sie den Raum. Ich atmete tief durch, Tränen flossen über mein Gesicht. Die darauffolgenden Minuten verbrachte ich in Stille.

Die nächsten Monate waren schwer, ich schlug mich jedoch tapfer. Ich hatte lernen müssen mit Gehhilfen umzugehen, musste aus psychologischen Gründen die Unfallstelle besichtigen. Es ging mir nicht gut damit und es war alles so neu für mich. Jedoch hatte ich mich in Thera-



FOTOS: BY-STUDIO/ISTOCKPHOTO, TIERRO/ISTOCKPHOTO

pie begeben und verstanden, wie ich mit meinen Gefühlen und für mich schweren Situationen umgehen musste. Mein Freundeskreis hatte sich komplett geändert, da ich nun weniger beliebt war als früher. Jedoch war mir dies recht, denn in der vergangenen Zeit hatte ich realisiert, was echte Freundschaft bedeutete. Von den zwanzig Leuten, von denen ich geglaubt hatte, sie seien meine Freunde, blieben gerade einmal zwei. Ich hatte auch mit plötzlichen Verlustängsten, Panikattacken und unvermittelten Blockaden zu kämpfen. Ich trauerte um meinen Sport und um mein Pferd, auch wenn ich mich bald für Paralektionen melden würde, würde nichts je wieder so sein wie früher. Nicht mehr die gleichen Leute, nicht mehr dieselben Tiere und physische Einschränkungen. Ich konnte nicht mehr rennen, würde dieses Gefühl von Schwerelosigkeit und Freiheit nie mehr verspüren.

Doch wie schon erwähnt gab es auch positive Seiten. Ich hatte gelernt, was echte Freundschaft bedeutete, hatte mich selber tief reflektiert und wusste nun, wie ich mit allen Arten von Gefühlen umgehen konnte und hatte ausserdem einen Social-Media-Account gegründet, auf dem ich Leuten mit körperlichen Einschränkungen Mut zusprach. Ich setzte mir dort auch eigene Ziele, wie beispielsweise wieder mit dem Reiten zu beginnen. Eine Angst vor Pferden hatte ich glücklicherweise nicht entwickelt.

Ich besuchte sogar öfters meinen ehemaligen Stall und redete mit alten Freunden. Es schmerzte, doch ich hatte gelernt, mein neues Leben zu akzeptieren. Es brachte nichts, der Vergangenheit nachzutruern, da man sich

dadurch die Zukunft ruinierte. In der Vergangenheit zu leben war einfacher, jedoch machte es auf Dauer nicht glücklich.

Eine Situation wie meine war nicht einfach, man bemitleidete sich, verfluchte das Leben und wartete auf ein Wunder, das die Vergangenheit zurückbrachte. Doch dies würde nicht geschehen.

«Also an alle Menschen, die damit kämpfen, ihre Vergangenheit loszulassen, ich sehe euch. Jedoch gebt bitte nicht euer ganzes Leben auf wegen eines heftigen und gemeinen Seitenhiebs. Das Leben ist nicht fair, deshalb wird euch niemand helfen können ausser euch selbst. Zeigt dem Leben den Mittelfinger, indem ihr aufsteht, lächelt und den Kurs auf euer Glück wieder aufnehmt. Jeder kann alles erreichen, also lasst euch nicht die Bremse zurückziehen!»

Ich drückte auf den Stopp-Knopf meiner Aufnahme. Gab dem Video einen Titel und eine Beschreibung.

Dann drückte ich auf «hochladen». ●



Die Schülerinnen und Schüler der G1-Klassen haben aus Draht ihren Namen geformt und die so entstandene Figur in Form eines Objektstudiums zuerst linear erfasst und dann mit Tonwerten räumlich-plastisch ausgearbeitet. Sie übten sich im genauen Beobachten und erlernten Techniken, bei denen der Bleistift nicht nur zum Zeichnen, sondern auch zum Messen und Vergleichen eingesetzt wird (Messtechnik).

Bleistift auf Papier, Format A5

Resilienz – mehr als nur ein Modewort?

Das Rüstzeug zur besseren Stressbewältigung

von Rita Stierli und Katja Stadelmann

Wer kennt das nicht: Dieses und jenes sollte noch erledigt werden, die Zeit drängt, die Zeit rennt.

Wenig Schlaf, viele Verpflichtungen, zu viele Ziele – die Energie schwindet, die Kräfte lassen nach und Überforderung macht sich breit. Alles muss möglichst schnell, effizient und fehlerfrei erledigt werden. Man darf nichts verpassen, muss vernetzt und erreichbar sein, immer informiert sein, sonst verliert man den Anschluss. Der ständige Vergleich, der Leistungsdruck, die Erwartungen von allen Seiten können überfordern und das Gefühl, nicht zu genügen, erwecken.

Doch wir sind keine Maschinen. Auf Dauer kann ein solches Verhalten in einer Sackgasse enden. Aber Sie haben Ihr Leben selbst in der Hand, damit Sie nicht gegen eine Mauer laufen.

Stellen Sie sich vor, es gäbe eine Quelle, aus der es ununterbrochen sprudelt. Eine Kraftquelle, die Ihnen zu allen Tages- und Nachtzeiten zur Verfügung steht und die nie versiegt. Diese Quelle ist immer da, doch ist der Weg zu ihr manchmal schwer zugänglich. Besonders wenn Sie sie schon seit längerem nicht mehr aufgesucht haben.

«Nichts verändert sich, bis du dich selbst veränderst. Und dann verändert sich plötzlich alles.»¹

Körperliche und seelische Stärke bilden eine untrennbare Basis für Gesundheit und Widerstandsfähigkeit, kurz Resilienz. Melina und Timon Royer bezeichnen in ihrem Buch «Trau dich, Mut steht dir!» Resilienz als die Fähigkeit einer Person, herausfordernde Lebenssituationen zu überstehen, ohne dass ihre innere Stärke dabei dauerhaft Schaden nimmt. Bei allen verschiedenen Definitionen von Resilienz steht stets das Individuum im Mittelpunkt, welches

in der Lage ist, Stressoren oder Belastungen positiv zu bewältigen. Wir alle besitzen diese Fähigkeit – Sie können sie trainieren und stärken.²

Ein Blick in die Resilienzforschung zeigt Brigitte Schäfer in ihrem Buch «Resilienz. 100 Seiten».³ Ihren Ausgangspunkt hatte die Resilienzforschung in der Entwicklungspsychologie. Es wurde angenommen, dass einzelne Faktoren eine gesunde Entwicklung der Kinder und Jugendlichen erschweren oder sogar verhindern können. Die Auswirkungen dieser Faktoren wurden untersucht. Die wohl bekannteste und einflussreichste Studie wurde auf der hawaiianischen Insel Kauai durch die Entwicklungspsychologin Emmy E. Werner und ihre Kollegin Ruth Smith durchgeführt. Sie erhielten die Möglichkeit, alle im Jahr 1955 auf der Insel geborenen Kinder über längere Zeit zu beobachten bzw. in eine Längsschnittstudie aufzunehmen und auf diese Weise ihre Entwicklung und ihr Aufwachsen zu begleiten. Über 40 Jahre erhoben sie zu sieben Zeitpunkten Daten über die Entwicklung der Kinder und machten Persönlichkeits- und Leistungstests, führten Interviews und beobachteten das Verhalten der Kinder und späteren Erwachsenen. Von den knapp 700 untersuchten Kindern waren 210 Kinder einem hohen Entwicklungsrisiko ausgesetzt, weil mindestens vier der folgenden Risikofaktoren zutrafen: Stress vor der Geburt, Armut, chronische familiäre Disharmonie, Vernachlässigung, familiäre Gewalt und Misshandlung, psychisch kranke oder alkoholabhängige Eltern. Wie erwartet zeigten zwei Drittel der Kinder, die solchen Risikofaktoren ausgesetzt waren, Lern- und Verhaltensauffälligkeiten. Viel spannender, weil unerwartet, war aber die Entwicklung des letzten Drittels dieser Hochrisikogruppe. Diese Personen wuchsen zu zuversichtlich, erfolgreich, optimistisch und

Stress ist nicht per se negativ.

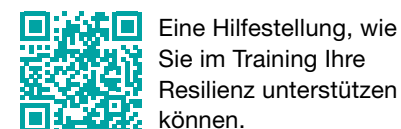
Eustress

Wirkt sich positiv auf den menschlichen Körper aus.

Distress

Zustand der Überlastung, bewirkt genau das Gegenteil von Eustress.

Wie geht's dir?



Eine Hilfestellung, wie Sie im Training Ihre Resilienz unterstützen können.

Was gibt Ihnen Energie?

Konkrete Ideen der Autorinnen für mehr Energie im Alltag finden Sie auf S. 24!

5 Tipps

Tipps von Melina und Timon Royer aus ihrem Buch «Trau dich, Mut steht dir!»⁷, wie Sie gestärkt Ihren Tag beginnen können:

1

Halten Sie für einen Moment die Zeit an

Starten Sie bewusst in den Tag. Sobald Ihre Füße am Morgen das erste Mal den Boden berühren, sagen Sie sich «Heute wird ein guter Tag.» Versuchen Sie optimistisch in den neuen Tag zu starten und neue Möglichkeiten in Ihrem Kopf zu schaffen.

2

Lassen Sie Ihr Handy aus

Versuchen Sie Ihr Handy möglichst lange ausgeschaltet zu lassen, frühstücken Sie bewusst und in Ruhe.

3

Sie sind, was Sie essen und trinken

Geniessen Sie Ihren Kaffee morgens, ohne daneben am Handy zu scrollen, schliessen Sie vielleicht die Augen und feiern Sie die Gemütlichkeit und Langsamkeit. In der Nacht hat Ihr Körper Flüssigkeit verloren. Gleichen Sie diesen durch zwei Gläser Wasser aus.

4

Bewegen Sie sich

Worauf haben Sie Lust? Ein paar Kraftübungen, einen Spaziergang an der frischen Luft, möglichst ohne Handy? Starten Sie mit Bewegung in den Tag. Sie macht den Kopf frei und lässt Sie schneller wach werden. Der Kreislauf wird angekurbelt und Sie sind bereit für alles, was der Tag bringt.

5

Führen Sie ein Journal

Schreiben Sie ein paar Zeilen am Morgen, um sich eine Ausrichtung für den Tag zu geben. Aber auch am Abend, um den Kopf freizubekommen. Achten Sie darauf, dass Sie in Ruhe schreiben können und dies möglichst mit Stift und Papier. Erfassen Sie Gedanken möglichst nicht mit dem Handy.



verantwortungsvoll beschriebenen Erwachsenen mit guten sozialen Kompetenzen heran. Offensichtlich gab es in ihrem Leben schützende und stabilisierende Faktoren und Ressourcen, die sie zwar verletzlich, aber doch in gewisser Weise unbesiegbar, also resilient machten. In der Resilienzforschung bei Kindern und Jugendlichen geht es auch heute noch vor allem darum, diese Schutzfaktoren zu identifizieren und Möglichkeiten zu finden, diese durch Präventionsmassnahmen aufzubauen. Auch bei der Erforschung der Resilienz von Erwachsenen geht es darum, die Faktoren herauszufinden, die sie widerstandsfähiger machen. Anstatt die negativen Auswirkungen von Stress und Traumata zu erforschen, wird der Fokus darauf gerichtet, welche Kräfte und Ressourcen dabei helfen, Stress und Leid besser zu ertragen und zu überwinden. Resilienz ist keine stabile Eigenschaft über alle Zeiten, Situationen und Lebensbereiche hinweg. Es kann sein, dass die sonst schützende Widerstandskraft gegenüber gewissen Stressoren nicht wirkt oder eine Person in einer Phase nicht gleich widerstandsfähig ist. Brigitte Schäfer zeigt in ihrem Buch auf, dass es sich lohnt, nach den eigenen Reserven und psychischen Schutzfaktoren zu suchen, um individuelle Möglichkeiten zu erlangen. Um psychisch gesund zu bleiben, ist es vorteilhaft, ausreichende Bewältigungsstrategien zu kennen.

Hier finden Sie in der linken Spalte 5 Tipps, um besser mit Stress, Überforderung und Leistungsdruck umgehen können und somit Ihre Resilienz trainieren.

«Du bist nicht zu alt. Du bist nicht zu jung. Du bist nicht zu busy. Und es ist auch noch nicht zu spät!»⁴

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben herausgefunden, dass Sie Ihre Denkmus-

ter tatsächlich verändern können.⁵ Das kostet Arbeit und Nerven, aber es lohnt sich. Melina und Timon Royer⁶ beschreiben treffend, dass Sprache Wirklichkeit und Denken formt. Sie geben gute Tipps, wie Sie Ihre Denkweise verändern können mit Hilfe von zwei kleinen Wörtchen. Aus «Das funktioniert für mich nicht» wird: «Wie könnte das für mich funktionieren?» Aus «Ich kann das nicht» wird: «Ich kann das noch nicht.» ●

- 1 Royer, M. & Royer, T. (2020). Trau dich, Mut steht dir! Ars Edition, S. 40.
- 2 Vgl. ebd., S. 82.
- 3 Schäfer, B. (2017). Resilienz. 100 Seiten. Reclam, S. 27 ff.
- 4 Royer, M. & Royer, T. (2020). Trau dich, Mut steht dir! Ars Edition, S. 64.
- 5 Mahncke, H. W., Bronstone, A. & Merzenich, M. M. Progress in brain research, 2006; DOI: 10.1016/S0079-6123(06)57006-2
- 6 Royer, M. & Royer, T. (2020). Trau dich, Mut steht dir! Ars Edition, S. 82.
- 7 Vgl. ebd., S. 88 ff.

Freunde des geschriebenen Wortes: Lesezirkel Hottingen

Auszug aus der Doktorarbeit von Regula Schmid zu Fritz Boscovits, redaktionell bearbeitet von Anne-Sophie Schweizer und Jennifer Wagner

Der folgende Text beruht auf Kapitel 9 der Doktorarbeit «Fritz Boscovits: Plakate und Karten aus der Frühzeit der Schweizer Werbegrafik» von Regula Schmid, die bis Sommer 2025 als Englischlehrerin an der Kantonsschule Hottingen tätig war. Das Kapitel behandelt den Lesezirkel Hottingen, der in einem Wirtshaus am Hottingerplatz gegründet wurde, an der Adresse, wo sich heute das Vier Linden befindet (Gemeindestrasse 51). Und der Standort des Lesezirkels (Bibliothek, Geschäftssitz) war dann die Gemeindestrasse 4, das ist das grüne Haus direkt neben unserer Schule, an dem viele von uns jeden Tag vorbeigehen.

Das ursprüngliche Konzept war ebenso originell wie modern: ein Hauslieferdienst für die kostengünstige Ausleihe von Büchern und Zeitschriften. Dienstboten und Schüler waren mit Handkarren unterwegs, um die Lesemappen mit den bestellten Texten zu verteilen; teure Bücher wie auch aktuelle Zeitschriften. In einer Zeit, in der Bücher für viele Menschen kaum erschwinglich waren, eröffnete dieses Modell einem breiten Publikum den Zugang zu Literatur und Bildung.

Gegründet wurde der private Verein mit dem Namen «Lesezirkel Hottingen» im Jahr 1882 vom damals erst neunzehnjährigen Germanisten Hans Bodmer, der den Verein bis zu seinem siebzigsten Lebensjahr leitete. Diese aussergewöhnliche personelle Kontinuität ermöglichte einen langfristigen, weitsichtigen Aufbau.

Was in einem Wirtshaus am Hottingerplatz begann, wurde innerhalb weniger Jahrzehnte zu einem bedeutenden Kulturbetrieb der Stadt Zürich, dessen Ausstrahlung weit über Hottingen hinausreichte. Die Mitgliederzahlen wuchsen stark: von anfänglich 30 auf 700 im Jahr 1895 und weiter auf über 1700 kurz vor dem 1. Weltkrieg. Vom Vereinsgebäude an der Gemeindestrasse 4 aus wurde das Angebot stetig erweitert, zunehmend umfasste es auch literarische und gesellschaft-

liche Veranstaltungen. Der Schwerpunkt lag auf Vorträgen und Lesungen mit den bedeutendsten Schriftstellern der Epoche – einheimischen Grössen wie Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Carl Spitteler sowie zugereisten, darunter Thomas Mann, Hermann Hesse, Rainer Maria Rilke, Stefan Zweig sowie weitere illustre Vertreter des zeitgenössischen Literaturschaffens.

Geschickt wusste man die verschiedenen Künste miteinander zu verbinden. An den Abenden für Literatur wurde auch die Musik gepflegt, und Komponisten wie Richard Strauss oder Othmar Schoeck setzten sich für den Lesezirkel persönlich an den Flügel. Auch die bildenden Künste waren eingebunden, indem der visuelle Auftritt der Veranstaltungen von Künstlern gestaltet wurde. Die Drucksachen für den Lesezirkel Hottingen sind erhalten und überzeugen nach wie vor durch ihre Qualität. Bei einer Jubiläumsausstellung über den Lesezirkel wurde der Blick der Betrachtenden offenbar vor allem von den künstlerischen Einladungen und Festprogrammen angezogen¹. Und für Conrad Ulrich, der die Geschichte des Lesezirkels aufarbeitete, hatten die Grafiken in den Publikationen des Vereins nichts an Attraktivität eingebüsst, während der literarische Wert der Texte ihm gelegentlich etwas zweifelhaft erschien².

FOTOS: NACHKLASS BOSCOVITS (FOTO: STAATSARCHIV DES KANTONS ZÜRICH), IMMO WEGMANN / UNSPLASH



Der Lesezirkel Hottingen – bei Weitem nicht bloss ein Quartierverein, wie der Name suggeriert – stand kurz vor dem Krieg auf dem Gipfel seiner Beliebtheit. Sogar eine eigene kleine Zeitschrift war 1913 lanciert worden, die Bibliothek vermeldete über 16'000 Ausleihen im Jahr, und das Lesemappeninstitut florierte ohnehin. Die Verantwortlichen verstanden es, die lokale Kultur zu würdigen und zugleich international bekannte Namen anzuziehen. Anfangs 1914 trug beispielsweise Paul Altheer, der Redaktor des Nebelspalters, an einem der wöchentlichen Klubabende seine Gedichte vor. Wenige Tage später war Thomas Mann für eine Lesung zu Gast.

Für Kulturinteressierte herrschte in der Stadt, um es mit den Worten von Hans Trog, dem damaligen Feuilleton-Redaktor der NZZ, zu sagen, ein «frisch pulsierendes Leben». Wer wollte, erhielt reichlich geistige Nahrung; und das wollten viele, die kulturellen Angebote wurden rege genutzt.

Auch während der Kriegsjahre konnte sich der Lesezirkel zunächst behaupten. So blieben etwa die Abende für Literatur und Kunst in der Tonhalle gut besucht, über 2'000 Lesemappen waren ständig im Umlauf, und die Bibliothek verzeichnete jährlich über 26'000 Ausleihen. Für die 1'685 Mitglieder bot der Verein gerade in dieser Zeit

Orientierung durch Kultur und geistigen Austausch.

Erst nach dem Ende des 1. Weltkriegs begann der langsame Niedergang des Lesezirkels; das Interesse am Angebot nahm ab, 1933 wurde das letzte Fest gefeiert, und 1941 löste er sich endgültig auf. Weiterhin aktiv ist jedoch der Literarische Club, der aus dem Lesezirkel hervorgegangen war. Conrad Ulrich hält fest, dass es seither keinen Verein gab, der in Zürich auch nur annähernd so viele Menschen durch die Literatur miteinander verbunden hat. Der Lesezirkel Hottingen war eine typische Erscheinung der Gründerjahre und des Glaubens an Fortschritt und Kultiviertheit. Bildung wollte man allen zugänglich machen, und in weiten Kreisen der Bevölkerung war Bildungswille vorhanden. So hatte sich aus bescheidenen Anfängen eine angesehene und weitherum bekannte Institution entwickelt, die eine herausragende Stellung im Kulturleben der Stadt einnahm. ●

Fritz Boscovits (1871–1965) war ein Schweizer Maler, Karikaturist und Grafiker. Seine Karikaturen wurden unter anderem in der Satirezeitschrift Nebelspalter, die von seinem Vater mitgegründet worden war, publiziert. Er war stark eingebunden ins kulturelle Leben der Stadt Zürich. So war er beispielsweise seit deren Gründung im Jahr 1897 Mitglied der Künstler-Vereinigung Zürich und später deren Präsident. Bekannt sind auch seine Werbegrafiken, unter anderem die hier abgebildete für den «Lesezirkel Hottingen».

¹ laut Rainer Diederichs in der Zeitschrift Librarium, 1983, Nr. 1
² Librarium, 1978, Nr. 3



IMS-Hackathon @ KSH

Am 23. August 2025 stellten sich die IMS-Klassen der Kantonsschule Hottingen der Herausforderung, in Teams nützliche Apps für den Schulalltag zu entwickeln.

von Stephan Amstutz

Was braucht es, damit sich über 40 Informatikmittelschülerinnen und -schüler an einem Samstag freiwillig einen ganzen Tag in der Schule aufhalten? Nein, kein Gratisbier, sondern den ersten KSH-Hackathon – so am 23. August 2025 geschehen.

Vereinfacht gesagt ist ein Hackathon ein Event, bei dem (angehende) Informatikerinnen und Informatiker während einer befristeten Zeit (meistens ein oder zwei Tage) zusammenkommen, um im Team entweder ein Problem im Softwarebereich zu lösen oder konkurrierend im Rahmen eines Wettbewerbs gegen andere Teams um Ruhm und Ehre zu kämpfen.

Lorenzo, ehemaliger Vizepräsident der Schülerinnen- und Schülerorganisation der KSH und aktueller IMS-Praktikant bei der ZKB, war Vater dieser Idee. Schon schnell stellte er aber fest, dass es nebst viel Enthusiasmus auch ganz vieler Ressourcen für einen solchen Grossanlass bedarf.

Zuerst braucht es eine oder mehrere geeignete Aufgabenstellungen, finanzielle Ressourcen für die Verpflegung der Teilnehmenden – am besten einen Sponsor –, eine Jury zur Prämierung der besten Leistungen, einen Siegerpokal, passende Räumlichkeiten und vor allem Schülerinnen und Schüler,

die bereit sind, auch an einem Samstag in der Schule programmiertechnisch Vollgas zu geben, sowie Support von der Schulleitung.

Mit dem langjährigen Praktikumsbetrieb «Renuo», ursprünglich von zwei IMS-Solventen unserer Schule gegründet, wurde dann der ideale Partner gefunden. Nun waren alle Puzzleteile beisammen, um mit der Umsetzungsplanung starten zu können. Ein anfängliches Grobkonzept zeigte, dass der Weg zum ersten KSH-Hackathon kein Spaziergang sein dürfte. Immerhin konnten recht schnell die anstehenden Aufgaben priorisiert und den involvierten Stellen (Renuo, Lorenzo, Schule) zugewiesen werden. Schnell war auch klar, dass das Zielpublikum die Schülerinnen und Schüler der zweiten und dritten IMS-Klassen sein sollen und der Anlass – zumindest für den ersten Durchgang – ein exklusiver Hottingerevent sein wird. Zentrales Anliegen schulseitig war, dass der Anlass so terminiert werden kann, dass die I3-Klassen aus der Teilnahme auch bewerbungstechnisch einen Vorteil ziehen können. Die Vorzüge liegen auf der Hand: formal durch eine Teilnahmebescheinigung, materiell durch ein weiteres vorzuzeigendes Praxisprojekt, das sich nicht nur gut im CV liest. Zudem sind die potentiellen Chancen des Networking an

IMS – da rockts – heute in der Schule und morgen im Praktikumsjahr

Stephan Amstutz, Kantonsschule Hottingen

Dass ich den IMS-Hackathon mitorganisieren konnte, war für mich ein Highlight meiner Schulzeit. Die gemeinsame Zusammenarbeit mit dem Renuo Team war ebenfalls eine tolle Erfahrung. Ich hätte mir keinen besseren Abschluss an der KSH wünschen können, als mitzuhelfen, ein neues Stück IMS-Kultur zu schaffen.

Lorenzo Bonometti, Mitorganisator

Am Hackathon hat mir besonders gefallen, dass man kreativ sein und unterschiedliche Lösungen ausprobieren konnte. Die Zusammenarbeit im Team hat richtig Spass gemacht.

Gian Hari, Siegesgruppe

Die Mischung aus Kreativität, Teamwork und technischem Können war richtig stark. Da wächst gerade eine Generation heran, von der man in ein paar Jahren noch hören wird.

Yessin Ben Brahim, Renuo

so einem Anlass nicht zu unterschätzen – so haben sich einige Schülerinnen und Schüler der zweiten IMS-Klassen bereits in die Notizbücher ihres möglichen zukünftigen Praktikumsarbeitgebers für die Stellensuche im Herbst 2026 «gecodet».

Mit dem ersten Samstag nach den Sommerferien, also zeitlich im fast nahtlosen Anschluss an das IMS-Kontaktseminar, dem eigentlichen Start in die Bewerbungsphase, wurde dieser zeitlichen Anforderung vollumfänglich Rechnung getragen.

Der Hackathon selbst war durch zwei längere, je dreistündige Codingphasen geprägt. Aufgabe für alle Teams war, ein App zu entwickeln, das den Schülerinnen und Schülern den Schulalltag erleichtern könnte. Umrahmt war der Tag durch einen gemeinsamen Kick-Off, einem Input zur geplanten Kurzpräsentation vor der Jury (neudeutsch mit «pitchen» bezeichnet) sowie der Prämierung der drei besten Teams.

Am erfolgreichsten und somit stolze Gewinner der ersten Austragung des KSH-Hackathons war das Team «Gamma» aus der Klasse I3b.

Das Siegerteam hat mit «NoteTrack» eine App gebaut, die Schülerinnen und Schülern hilft, ihre Prüfungsnoten besser im Griff zu behalten. Einfach, praktisch und direkt aus dem Alltag gedacht.

Im Projekt «Hackathon» zeigt sich sowohl auf Stufe des «Organisationskomitees» als auch in jedem einzelnen Team einmal mehr die altbekannte Binsenweisheit, dass erfolgreiche Teamarbeit mehr als nur die Summe ihrer Einzelteile ist – oder wie Ökonomen es ausdrücken: «1 + 1 > 2» oder «1 + 1 = 3».

An dieser Stelle allen Beteiligten, insbesondere Renuo, ein herzliches Dankeschön für das gezeigte Engagement und für den sehr gelungenen ersten KSH-Hackathon.

Der Anlass war und ist eine mehrfache Win-win-Situation, und zwar für die Teilnehmenden, für Renuo und nicht zuletzt für die KSH, da er generell der Stärkung der Zürcher Informatikmittelschulen dient. Und selbstverständlich wird bei der nächsten Austragung am 22. August 2026 ein neues Siegerteam gesucht und gekürt, das den begehrten KSH-Hackathon-Wanderpokal in die Höhe stemmen darf. ●

FOTO: RENUO

Schrödingers Grenache

«Tue es oder tue es nicht. Es gibt kein Versuchen.» – Yoda

von Pascal Wörner

Dann und wann ist es heilsam, dem inneren Kind auf Aufhöhe eine Klatsche zu verpassen. Geerdet durch seinen bestechend humorlosen Realitätssinn, hätte mir mein Treuhänder auf Anfrage mit Kostenfolge schon lange zu diesem Schritt geraten – doch wurde ich bedürfnisorientiert erzogen: Ich muss wollen, wenn ich wollen will.

Zwölf majestätische Silberrücken, die letzten ihrer Art, jeder für sich ein in geschäftlichem Erfolg vergoldeter Pfeiler der modernen Leistungsgesellschaft, gemeinsam vereint in einem Grotto des Erkenntnisdrangs. Runde um Runde füllten sich die Kelche kaum daumenbreit, Wissenschaft erfordert Klarheit. Mit eindringlichem Blick erkundeten die Experten die Farbe im lieblich lodernnden Kerzenlicht. Schon hier wären Normalsterbliche zum Scheitern verurteilt: nur das Jahrzehnte lang geschulte, zuweilen wässrige und damit umso bemühtere Auge vermag die richtigen Informationsfragmente aus den feinen Nuancen von Dunkelrot herauszulesen. Dem virtuosen Schwenken folgte die Nase. Eine kleine Gesichtsentgleisung, eine kurze Notiz. Pferdesattel? Dann Gaumen und Abgang. Eigenartige Geräusche, ein leises Zischen und Schmatzen. Ein Gurgeln. Spontan einsetzender Autismus. Gemurmel. Kopfschütteln, Nicken, noch eine Probe. Lakritz? Noch eine Notiz. Der Rest für den Napf. Adieu, mon ami.

Auch zuweilen halluzinierenden Quellen zufolge dürfte der wesentliche Unterschied zwischen den weltweit in erlesenen Kreisen beliebten Weinen aus Châteauneuf du Pape und den für den dauerklammen Pöbel vorgesehenen Weinen der Region Côtes du Rhône der Anteil an Grenache sein. Weitere Sorten, wie insbesondere Syrah, Mourvèdre und Cinsault, werden dem Cuvée beider Weine mit weitgehend künstlerischer Freiheit beigemischt – Châteauneuf sollte aber stets einen zumindest olfaktorisch erkennbar höheren Anteil an Grenache aufweisen. Und dergestalt einen nicht selten zu beklagenden Preisaufschlag von mehreren hundert Prozent rechtfertigen.

Die Herrenrunde stellte sich nun den finalen Herausforderungen. Das ontologische Abenteuer erreichte seinen unausweichlichen Höhepunkt. End Game. Wir wussten, unter den Weinen verbarg sich genau ein edler Châteauneuf, die übrigen Flaschen waren mit lächerlich billigem Côtes-du-Rhône-Fusel gefüllt. Nicht nur sollte der beste Wein gekürt werden – nein, das wäre zu einfach. Dem Anlass und dem Publikum unwürdig. Die wahre Meisterleistung sollte darin bestehen, zusätzlich, unter den acht Flaschen, den einzigartigen Châteauneuf zu identifizieren.

Die letzten Proben wurden entnommen. Besonders zwei Flaschen, Nummer Zwei und Sechs, wechselten rasch die Hände. Der Leistungsdruck verdichtete den Raum. Margin Call. Boiler Room. Gestandene Männer, deren Miene sich für gewöhnlich lediglich bei den Stichworten Gendern und Prostata kurz verzieht, blickten verzweifelt hilfeschend umher. Wir waren uns der Verantwortung und der Tragweite unserer Entscheidungen über alle Massen bewusst. Die Geschichte würde über uns richten. Im irreversibelsten aller denkbaren Momente, als die Flaschen eingesammelt wurden und das Verdikt geschuldet war, konnte sich niemand von uns dem einen grossen Gedanken erwehren: Schrödingers Katze. Sollte die Kopenhagen-Interpretation erneut befeuert werden?

Die Auflösung des Spektakels hätte mir mein Treuhänder vermutlich, auf Anfrage mit Kostenfolge, lange im Voraus, bei Kamillentee und zuckerarmen Biokekse sowohl emotions- als auch schonungslos prognostiziert: Mit deutlichem Vorsprung, rund 20 % der Stimmen, wurde der Côte-du-Rhône, bei einem ländlichen Detaillisten für CHF 8.– erworben, zum besten Wein erkoren. Keiner der Experten war in der Lage gewesen, den Châteauneuf zu identifizieren.

Und keiner von uns wird dich je vergessen, Chrigel. Wir sehen uns später. ●

An dieser Stelle erscheint von nun an die Glosse von Pascal Wörner, Lehrer für Wirtschaft und Recht.

Glosse, die

knapper, häufig übertriebener [polemischer] Kommentar zu aktuellen Ereignissen und Problemen

Wortart Substantiv, feminin
Aussprache [glosə]
Worttrennung Glos|se

Jugend engagiert sich

von Anne-Sophie Schweizer und Jennifer Wagner

Schülerinnen und Schüler der Kantonsschule Hottingen engagieren sich vielseitig. So auch im Fall von Alexander Marty, H2b, der sich an den Ratssitzungen des kantonalen Jugendparlaments einbringt. Das Jugendparlament dient als Sprachrohr der Jugendlichen gegenüber Kantonsrat, Regierungsrat und Öffentlichkeit. Die Mitglieder erarbeiten in Kommissionen Forderungen zu Themen wie beispielsweise «frühe Fremdsprachen» und diskutieren diese zusammen.

Vier Fragen an den Autor

Wie kommt es, dass Sie sich nicht nur im Jugendparlament, sondern auch im Gemeinderat einbringen können?

Die Zürcher Jugendkonferenz, welche jährlich stattfindet, ermöglicht es einem, eigene Vorstösse einzureichen und diese anschliessend im Gemeinderat vorzustellen.

Sind Sie bei Wortmeldungen manchmal nervös? Wie gehen Sie damit um?

Zu Beginn meiner ersten Sitzungen war ich es eigentlich immer. Was mir jeweils geholfen hat, war der Gedanke, dass ich real etwas verändern kann mit meinen Worten.

Wann haben Sie gemerkt, dass Ihre politische Arbeit tatsächlich etwas bewirken kann?

Als ich vor einigen Monaten gehört habe, dass einer meiner Vorstösse zur Drogenprävention weitergeleitet wurde an den Stadtrat und dieser nun aktiv nach einer Lösung suchen muss, meinen Vorschlag umzusetzen.

Was hat Sie in den Debatten zur mentalen Gesundheit und zu Diskriminierung am meisten überrascht?

Wie weit Verständnis auseinander geht. Wenn ich vorne stehe, denke ich, «Das, was ich sage, ist total logisch und klar.» Aber bei den Debatten werden Worte oft anders aufgenommen, als sie gemeint wurden, und dies meistens von Parteien, welche nicht die gleichen Werte vertreten wie die eigene. So war es beispielsweise auch bei einem meiner Beiträge zu Homophobie und Diskriminierung.

Meine Erfahrungen in der Politik

von Alexander Marty

In meiner politischen Arbeit habe ich mich früh auf Themen konzentriert, die ich im Alltag von Jugendlichen unmittelbar erlebt habe. In früheren Sitzungen in Gemeinderäten sowie im Zürcher Jugendparlament habe ich mich insbesondere mit Mobbing, der Ausgrenzung von Minderheiten, der psychischen Gesundheit an Zürcher Schulen sowie mit Drogensucht und damit verbundenen Problemen im Schulumfeld befasst.

In Gemeinderatssitzungen habe ich Diskussionen verfolgt und mitgestaltet, in denen es um soziale Verantwortung, Präventionsarbeit und den Umgang mit Jugendlichen in schwierigen Situationen ging. Dabei wurde mir bewusst, wie schwierig es ist, Probleme wie Mobbing oder mentale Gesundheit politisch greifbar zu machen, obwohl sie für Betroffene eine enorme Belastung darstellen. Gerade hier habe ich gelernt, wie wichtig es ist, konkrete Beispiele und sachliche Argumente zu formulieren, um Aufmerksamkeit für Themen zu schaffen, die sonst leicht unterschätzt werden.

Im Zürcher Jugendparlament konnte ich diese Themen aktiv einbringen. Ich habe mich an Debatten beteiligt, in denen es darum ging, wie Schulen besser mit psychischen Belastungen umgehen können und welche Rolle Prävention bei Suchtproblemen spielt. Besonders wichtig war mir dabei, dass Massnahmen nicht nur auf Bestrafung abzielen, sondern auf Aufklärung, frühe Unterstützung und niederschwellige Hilfsangebote.

Ein weiterer Schwerpunkt meiner Arbeit war der Umgang mit Ausgrenzung und Diskriminierung von Minderheiten im Schulalltag. In Diskussionen habe ich mich dafür eingesetzt, dass Schulen nicht nur Orte der Leistung, sondern auch sichere Räume sind, in denen sich alle Schülerinnen und Schüler ernst genommen fühlen. Dabei habe ich erlebt, wie unterschiedlich die Wahrnehmungen dieses Problems sind und wie viel Überzeugungsarbeit nötig ist, um strukturelle Verbesserungen anzustossen.

Diese Arbeit hat mir gezeigt, dass politische Veränderung oft in kleinen Schritten geschieht. Nicht jede Diskussion führt sofort zu konkreten Beschlüssen. So haben mir diese Sitzungen beigebracht, Verantwortung zu übernehmen, beharrlich zu bleiben und gesellschaftliche Probleme nicht zu ignorieren, nur weil sie unbequem sind. Genau diese Erfahrungen prägen bis heute mein Verständnis von Politik und mein Engagement. ●

Wölfe braucht der Wald



von Thomas Schellenberg

Es ist länger her, dass ich mich, unterwegs in den Rocky Mountains, einer Gruppe Studierender der Universität Boulder, Colorado anschloss. Wir reisten zusammen in den Yellowstone Nationalpark in Wyoming. Der Park ist eine Wucht: sein Vulkanismus mit den Geysiren, seine ursprüngliche Natur und vor allem seine Wildtiere. Unter anderem sahen wir Hirsche, Schwarzbären, Grizzlybären, Bisons und immer wieder Wölfe.

Diese gab's nicht immer im Park. Im 20. Jahrhundert war der Yellowstone während ungefähr 70 Jahren wolffrei. Davor, im 19. und frühen 20. Jahrhundert, hatte man ein anderes Verständnis der Schutzfunktion eines Nationalparks. Die grossen Beutegreifer waren in den Parks nicht automatisch geschützt, ganz im Gegenteil wurden sie zum Teil sogar intensiv bejagt. Im Yellowstone wurde der letzte Wolf im Jahr 1926 erlegt. 1995/96 wurden sie dann zurückgebracht, das heisst wilde Wölfe, welche in Kanada gefangen worden waren, wurden durch die Nationalparkverwaltung in Zusammenarbeit mit der US-Behörde für Fischerei und Wildtiere im Park angesiedelt.

Die Wiedereinführung der Wölfe im Yellowstone Nationalpark wurde von Beginn weg eng wissenschaftlich begleitet und dokumentiert. So sind in den vergangenen 30 Jahren immer wieder interessante und teilweise auch erstaunliche wissenschaftliche Erkenntnisse publiziert worden. Es dürfte niemanden überraschen, dass die Anzahl der Hirsche, auch Wapitis genannt, und anderer typischer Beutetiere der Wölfe infolge des Jagddrucks durch die Wölfe zurück ging. Dieser Effekt war gewollt und die Überpopulation der Hirsche im Park vor der Wiedereinführung der Wölfe einer der Gründe, weshalb die Wölfe überhaupt in den Park zurückgebracht worden waren. Der Rückgang der Hirsche seinerseits zog weitere Folgen nach sich, man spricht von einer Kaskade. Allem voran konnte sich die Vegetation erholen, die zuvor stark unter dem Verbiss durch die vielen Hirsche gelitten hatte. Dabei war nicht nur die Reduktion der Anzahl wichtig, sondern auch die Änderung des Verhaltens der Hirsche, welche durch die Wölfe hervorgerufen wurde. Weil sich die Vegetation erholte, erholten sich die Bestände gewisser Vogelarten, welche auf die entsprechenden Büsche und Bäume angewiesen waren. Mehr Büsche bedeuten auch mehr Beeren und somit mehr Bären. Ebenfalls auf Bäume angewiesen sind die Biber. Sie waren ungefähr in den 1950er-Jahren aus dem Park verschwunden und kehrten bald nach der Wiedereinführung der Wölfe von selbst zurück. Biber bauen Dämme und verändern so ein Ökosystem auf ihre Weise, wodurch sie feuchte Standorte schaffen für spezialisierte Pflanzen- und Tierarten, welche in Abwesenheit der Biber im Park relativ selten und nach der Rückkehr der Wölfe wieder häufiger waren.



Neben den Wapitis haben die Wölfe auch den Koyoten das Leben schwer gemacht. Während 70 Jahren waren sie die kleinen Könige des Parks gewesen. Die Anzahl der Koyoten sank, gleichzeitig stieg die Anzahl ihrer Beutetiere. Der Bestand an Mäusen, Hasen und weiteren Kleintieren erholte sich. Als Folge davon nahm die Anzahl der Greifvögel, der Wiesel und anderer kleiner Beutegreifer zu, denn sie hatten nun wieder eine üppig gedeckte Tafel.

So war der Einfluss der zurückgekehrten Wölfe auf Fauna und Flora des Parks weitreichender als erwartet. Besonders erstaunlich ist aber, dass die Rückkehr der Wölfe auch die Landschaft als solche veränderte und verändert. Weil die Hirsche wegen der Wölfe bestimmte, für sie besonders gefährliche Orte wie zum Beispiel Flussufer, meiden, konnte sich an diesen Orten die Vegetation erholen. Eine erstarke Vegetation entlang der Flüsse bedeutet stabilere Ufer und folglich weniger Erosion durch die Fliessgewässer. Ähnliches gilt für gewisse Berghänge. Die heute im Vergleich mit vor der Rückkehr der Wölfe üppigere Vegetation stabilisiert die Berghänge und reduziert die Erosion. So mäandrieren die Flüsse im Park heute weniger als vor 30 Jahren und Hangrutschungen sind seltener geworden; alles Folge der Rückkehr der Wölfe.

Das Beispiel Yellowstone zeigt eindrücklich, welche wichtige Rolle die grossen Beutegreifer in einem Ökosystem spielen. Wie sehr sich Flora, Fauna und die physische Landschaft des Parks im Laufe des 20. Jahrhunderts aufgrund der Abwesenheit der Wölfe verändert

hatten, wird erst jetzt, in den Jahrzehnten nach ihrer Rückkehr, klar. Heute wissen wir, der Wolf ist ein Ökosystem-Ingenieur und entsprechend gross ist der Einfluss sowohl seiner An- als auch seiner Abwesenheit aufs entsprechende Ökosystem.

In den Rocky Mountains war ich schon länger nicht mehr. Aber in unseren Bergen bin ich regelmässig unterwegs. Auch hier haben wir ein Ökosystem, das lange ohne seine grossen Beutegreifer auskommen musste und entsprechende Symptome zeigt. Auch bei uns gibt's zu viele Hirsche, was den Bäumen und Wäldern zusetzt. Dabei haben unsere Bergwälder eine wichtige Schutzfunktion, welche sie in gesundem Zustand natürlich besser wahrnehmen können.

Die Tatsache, dass die Anwesenheit der Wölfe zu Kosten führt, die ohne Wölfe nicht entstünden, erhält viel Aufmerksamkeit. Weit weniger Beachtung schenkt man der genauso wahren Tatsache, dass auch das Umgekehrte gilt: die Abwesenheit der Wölfe führte zu Kosten, die dank ihrer Anwesenheit nicht mehr anfallen.

Deshalb freue ich mich, dass sie zurück sind und mit mir können sich diverse Pflanzen- und Tierarten freuen, die – wie im Yellowstone – unter der künstlichen Abwesenheit der Wölfe litten. ●



v. l. n. r.

Piratheep Sivaprakasam
seit 2005 an der KSH

Vincenzo De Francesco
nach 10 Jahren an der KSH pensioniert

Heinz Castelberg
seit 2016 an der KSH

Özcan Akgül
seit 2023 an der KSH

Pirasanth Suthanthiran
seit 2025 (wieder) an der KSH

Mohammad Omar Fazili
seit 2024 an der KSH

Unauffällig präsent

Sie sind da, bevor andere kommen, und verschwunden, bevor es jemand merkt: der **Hausdienst der Kantonsschule Hottingen**.

von Jennifer Wagner und Anne-Sophie Schweizer

Wenn bald wieder die Abschlussprüfungen in der Aula anstehen, sitzen dort etliche Hottingerinnen und Hottinger an ordentlich beschrifteten Tischen, konzentriert auf ihre Aufgaben und wohl kaum mit einem Gedanken an jene, die diese Prüfungsarena vorbereitet haben.

Der Hausdienst hat zu diesem Zeitpunkt längst alles eingerichtet: Stühle gestellt, Tische geschleppt, Namenstafeln platziert. Nach der letzten Prüfung verschwindet alles wieder so schnell, als wäre es nie da gewesen.

Man sieht sie selten, aber ihre Arbeit ist überall sichtbar. Der Hausdienst hält den Betrieb an allen drei Schulstandorten – Minervastrasse, Freiestrasse und Oerlikon – am Laufen. Sie reinigen, reparieren, entsorgen, richten Apéros her, organisieren Handwerker, zum Beispiel, wenn wieder einmal Storen ihren eigenen Kopf haben, und sorgen dafür, dass Räume zur richtigen Zeit im richtigen Zustand sind. Ob für einen Orientierungsabend über die IMS, das Gymi oder die HMS oder ein Schulfest wie den Homecoming Day. Und wenn draussen die Blätter fallen, kümmern sie sich auch dort um Ordnung: noch mit Laubbläser.

Wer in seiner Schulzeit einmal zur Unterstützung des Hausdienstes eingeteilt war, meist aus weniger glanzvollen Gründen, weiss, dass diese Arbeit anstrengend, aber auch lehrreich ist. Fötzeln oder Stühle schleppen: eine Übung in Ausdauer und Zusammenarbeit.

Während andere hier praktische Pädagogik im besten Sinne erlebten, begann für Pirasanth Suthanthiran in Hottingen einst der berufliche Alltag als Lernender im Hausdienst. Dieses Schuljahr ist er nach zehn Jahren zurückgekehrt. Vieles ist seither anders geworden, manches geblieben: etwa die Kaffeepause bei der Gartenlaube oder das kurze Gespräch zwischendurch.

Früher gehörte die Ausbildung von Lernenden für das Team dazu, heute verzichtet man darauf. Wobei vielleicht nicht ganz; denn wer je versucht hat, junge Menschen zum Aufräumen, Pünktlichsein und Durchhalten zu motivieren, weiss: Erziehung endet nicht an der Klassenzimmertür. Manchmal beginnt sie erst danach, dort, wo der Hausdienst schon wieder Ordnung schafft. ●

Künstliche Intelligenz im Klassenzimmer

Zwischen Neugier und Unsicherheit



von Daniel Zahno

Es gibt Momente im Schulalltag, da fühlt man sich, als würde man gleichzeitig in zwei verschiedenen Zeiten leben. In einem Klassenzimmer sitzen 25 Schülerinnen und Schüler vor Tablets und arbeiten ganz selbstverständlich mit ihnen. Recherchieren,

lösen Aufgaben – mit und ohne KI – und lassen sich mehr oder weniger ablenken. In einem anderen schreibt eine Lehrperson Formeln oder Vokabeln mit Kreide an die Tafel und die Schülerinnen und Schüler übernehmen diese in ihr Heft.

Künstliche Intelligenz ist im Alltag und in der Schule angekommen, respektvoll beäugt, neugierig ausprobiert, aber immer noch ein bisschen gefürchtet.

Viele nutzen KI längst, auch wenn sie es nicht gross zugeben. Hausaufgaben, die dank KI-Formulierungsvorschlägen plötzlich doppelt so flüssig klingen. Vokabellisten, die automatisch generiert werden. Prüfungsvorbereitung mit dem Chatbot. Übungen, die man nicht mühsam zusammenkopiert, sondern erstellen lässt. Erklärungen, die schneller und verständlicher daherkommen als in manchem Schulbuch.

Doch es gibt auch die andere Seite:

Die Unsicherheit darüber, was «okay» ist, und was schon als «Täuschungsversuch» gilt. Darf KI zum Brainstorming genutzt werden? Ja. Zur Formulierung und Korrektur? Es kommt drauf an. Zum Verfassen eines gesamten Textes? Sicher nicht. Gerade bei der Maturitätsarbeit stellen sich diese Fragen sowohl für die Schülerinnen und Schüler als auch für Lehrpersonen. Wie kann ich meine Eigenleistung sichtbar machen? Wie kann ich KI erkennen? Zur Beantwortung dieser Fragen haben wir dieses Jahr anschliessend an die Präsentation der Maturitätsarbeit mit den Schülerinnen und Schülern ein Fachgespräch geführt.

Wir wollten ihnen die Möglichkeit geben, zu zeigen, dass sie mehr wissen, als sie in der Maturitätsarbeit geschrieben haben; dass sie sich vertieftes Wissen über ihr selbst gewähltes Thema angeeignet haben. Viele Schülerinnen und Schüler haben sehr positiv auf das Fachgespräch reagiert. Dies hat uns auf unserem Weg bestätigt. Trotzdem sind wir immer noch in einer Art pädagogischen Grauzone, in der alle Beteiligten ihre Rolle suchen.

Die ganze Welt diskutiert darüber, wie künstliche Intelligenz die Bildung revolutionieren wird. Wir befinden uns zwischen Visionen der Zukunft und der «guten alten Zeit». Schülerinnen und Schüler, die versuchen, ihren Weg durch Lernplattformen, Chatgruppen und Papierstapel zu finden. Lehrpersonen, die sich fragen, wie viel Digitalisierung wirklich hilft und wann sie eher zur Belastung wird. Und eine Schulgemeinschaft, die sich ständig neu sortieren muss. Der Umgang mit Cybermobbing und der Deepfake-Technologie muss erlernt werden. Diese Lernprozesse sind langwierig, geprägt von Höhen und Tiefen und können nicht der Schule alleine überlassen werden.

Dies ist ein Versuch, diesen Zustand zu beschreiben. Nicht, um Technologie zu feiern oder zu kritisieren, sondern um zu zeigen, wo wir gerade wirklich stehen – irgendwo zwischen KI-Tools und Tafelkreide. ●

Impressum

Redaktion Anne-Sophie Schweizer (anne-s.schweizer@ksh.ch), Jennifer Wagner (jennifer.wagner@ksh.ch) **Mitwirkende an dieser Nummer** Stephan Amstutz, Heinz Castelberg, Michèle Greutmann, Simon Haas, Coralie Herbert, Matthias Hungerbühler, Alexander Marty, Jil Morel, Sandra Nussbaumer, Jakob Richi, Thomas Schellenberg, Regula Schmid, Christine Schmidt, Anne-Sophie Schweizer, Katja Stadelmann, Rita Stierli, Jennifer Wagner, Pascal Wörner, Daniel Zahno, Maximilian Zihlmann **Gestaltung** gyselroth™ **Papier** Refutura, 100 % Recycling, Blauer Engel, FSC-zertifiziert, 80 g/m² **Druck** Kantonale Drucksachen- und Materialzentrale (KDMZ) **Redaktionsschluss Nr. 2/2026** 29. Juni 2026 **Korrigendum Ausgabe 2/2025** Auf S. 19 («Dialektische Erörterung») ist die Temperaturerhöhung fälschlicherweise mit 12 Grad angegeben. Richtig sind 1.2 Grad.

FOTO: CHRISTINE SCHMIDT

Tactical Timeout

Was gibt Ihnen Energie?

von Rita Stierli und Katja Stadelmann

Kreuzen Sie an:

- Sport machen
- genug Wasser trinken
- ein Nickerchen
- Spazieren gehen
- Tagebuch schreiben
- in der Natur sein
- schöne Gespräche
- Tiere streicheln
- ein guter Start in den Tag
- mit Kindern spielen
- ein Bad nehmen
- tief durchatmen
- gutes Essen
- tanzen
- Ruhe geniessen
- Pilates
- sich an einen schönen Moment erinnern
- dankbar sein
- lachen
- Gute-Laune-Musik hören
- Erfolge feiern
- Sonnenschein
- positive Gedanken
- unter der Dusche singen
- Achtsamkeitsübungen machen
- kochen
- ein Kompliment bekommen
- Biografien von mutigen Menschen lesen
- Freunde anrufen
- Etwas anderes: _____



Agenda

Frühling/Sommer



März

2. Aufnahmeprüfung
Gymi/HMS
(unterrichtsfrei/SOL)
3. Nachmittag: Korrektur
Aufnahmeprüfung
(unterrichtsfrei/SOL/
Spielsporttag H1a, H1c,
H1d, I1a, W1b)
11. Spielsporttag H1b, I1b,
P1, W1-Klassen ohne
W1b
27. SO-Forum zu Frauen in
Führungspositionen

April

3. Karfreitag
6. Ostermontag
- 13.–17. Arbeitswoche
20. Frühlingsferien
20. Sechseläuten

Mai

4. Schulbeginn
7. h Forum
- 14./15. Auffahrt/Auffahrts-
brücke
25. Pfingstmontag

Juni

12. Homecoming Day
für Ehemalige
16. Wirtschaftsfrühstück
- 23.–25. Maturitätsprüfungen
mündlich (SOL)
30. Gesamtschulsporttag

Juli

3. Berufsmaturitätsfeier,
Aula, 16 Uhr
9. Maturitätsfeier, Kirche
Neumünster, 17 Uhr
13. Sommerferien

August

17. Schulbeginn Herbst-
semester 2026/27